

wie über die Position, deren Vernachlässigung bei *muta cum liquida* nicht so selten ist, wie man nach seinen Worten glauben könnte (S. La Roche scheint gar nicht zu Rathe gezogen worden zu sein), andererseits giebt er manches Allbekannte, wie den etymologischen Apparat S. 37 ff. Das nahe Verhältniß unseres Hymnus zu Homer tritt überall deutlich hervor, wofür der Verfasser die Arbeiten von Fickau, Köhne und Windisch benutzen konnte. Aber im Gegensatz zu letzterem will er eine eigentliche Abhängigkeit von Homer nicht anerkennen, sondern das Gemeinsame aus der gemeinsamen Quelle der epischen Poesie herleiten. Dabei scheint übersehen, daß mehr oder minder alle homerischen Hymnen nicht in der Blüthezeit der epischen Dichtung, wo man noch aus dem vollen Ströme lebendiger Poesie schöpfen konnte, entstanden sind, sondern in einer späteren Epoche, wo unverkennbare Nachahmung an die Stelle originaler Production getreten war. Dies gilt auch von dem Aphroditehymnus, den der Verf. bis an das Ende des 9. oder Anfang des 8. Jahrhunderts v. Chr. hinaussetzen will. Das 3. Capitel behandelt Inhalt, Vaterland und Dichter des Hymnus. Daß die Gestalt der Aphrodite nicht die der griechischen, wie wir sie sonst kennen, ist, war unschwer zu erkennen, den Zusammenhang mit der *magna mater Idaea* hatte schon Wiefel vermuthet, mit dem der Verf. in manchen Stücken zusammentrifft. Der trojanische Ursprung des hier erzählten Mythos von Aphrodite und Anchises und dessen Verhältniß zu der phöniciischen Sage bietet zu mancherlei Vermuthungen Anlaß, die, mehr oder weniger subjectiv, doch eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich haben. Ob freilich der Verf. unseres Hymnus, ein Rhapsode, seinen Stoff gerade bei den Ergatischen im Gebiete von Smyne, wie Thiele vermutet, gefunden und verarbeitet habe, mag dahin gestellt sein. Im Allgemeinen zeugt vorliegende Arbeit von gutem Willen, doch vermißt man zuweilen strenge Wissenschaftlichkeit. Auch auf das Neuhere (die Correctur) und die Form hätte der Verf. etwas mehr Sorgfalt verwenden sollen, die Darstellung ist wenig gewandt, das Latein läßt Vieles zu wünschen übrig. Das etwa 18mal wiederkehrende *leidige nec non*, Germanismen wie *ratio cogitandi* für „Denkungsart“, falsch gebrauchtes *quoque* u. A. (vergl. auch S. 64) gereichen dem Leser nicht zum Genuß. Cl.

#### Müller, Max, über die Resultate der Sprachwissenschaft.

Vorlesung gehalten an der k. Universität zu Strassburg am 23. Mai 1872. Strassburg, 1872. Trübner. (32 S. 8.)

Der Inhalt dieser Antrittsrede ist der Aufmerksamkeit der Fachmänner wohl werth. Zwar enthält sie, dem Zwecke einer Einleitungs-vorlesung entsprechend, nur eine Zusammenfassung der wichtigsten Resultate der vergleichenden Sprachwissenschaft in dem lapidaren Stil, in welchem Max Müller so gut zu schreiben versteht. In all seinen vielfachen Beziehungen wird dieses Thema durchgeführt, nach der Seite der Philologie in Grammatik und Etymologie, in Mythologie und Ethnologie, nach der Seite der Geschichtswissenschaft auf den drei Gebieten der Cultur-, der Rechts- und Religionsgeschichte, endlich in Hinsicht auf die Naturwissenschaften. Hier ist es von Belang für die Kenntniß des Standpunktes, welchen der Verfasser jetzt in einer viel beregten Frage einnimmt, daß er seine frühere Ansicht über die Zugehörigkeit der Sprachwissenschaft zu den Naturwissenschaften keineswegs mehr in ihrer ganzen Strenge aufrecht erhält. Vor Allem aber wird im Verlaufe dieses Ueberblicks das in den Lectures noch nicht besprochene Problem von der näheren Verwandtschaft einiger indogermanischen Sprachen und Völker unter sich in Erwägung gezogen. In der Erörterung dieser großen, gewiß erst später endgültig zu beantwortenden Fragen war seit einiger Zeit eine gewisse Pause eingetreten, nachdem man dieselben früher in überaus hastiger Weise in Vausch und Bogen zu lösen gesucht hatte; ein stillschweigendes Einvernehmen schien sich gebildet zu haben, daß man sie nur auf Grund erneuter

Detailforschung wieder aufnehmen, nur auf dem Wege der allumfassendsten Einzeluntersuchungen die Erreichung abschließender Resultate erhoffen dürfe. War doch auch die eigenthümliche Schwierigkeit mehr und mehr zu allgemeinem Bewußtsein durchgedrungen, welche sich all diesen historischen oder vielmehr vorhistorischen Bestimmungen fast unübersteiglich entgegenstellt, die Ungleichzeitigkeit der in den verschiedenen Zweigen unserer Sprachfamilie ältesten Denkmäler, die sich bekanntlich auf eine Epoche von mehr als dreitausend Jahren vertheilen (die Beden e. 1500 v. Chr. — Donalitus 18. Jahrhundert n. Chr.). Keine Sprache ist so alt, correcter ausgedrückt in so früher Zeit zu literarischer Fixirung gelangt und aus dieser Zeit uns überliefert als das Sanskrit, weiterhin das Zend und das Griechisch; kein Wunder, daß diese Sprachen, vornehmlich die beiden ersten, eine Menge gemeinsamer lautlicher und begrifflicher Entwicklungen zeigen, welche in den jüngeren Sprachen unseres Stammes verwischt oder verloren sind. Wie sich aber diese ältesten Sprachen z. B. zum Latein verhalten, verhält sich dieses zum Gotischen, Gotisch zu Altbulgarisch u. s. w.; überall ist das verschiedene Alter der verglichenen Sprachdenkmäler eine erhebliche und schwer zu berücksichtigende Fehlerquelle bei der Ziehung von geschichtlichen Folgerungen. Hat sich nun doch diesen interessanten Problemen in der jüngsten Zeit wieder ein erhöhtes Interesse zugewendet, so ist es ebenso bezeichnend für die geschilderte Sachlage als ihr entsprechend, daß die beiden neuesten Versuche in der erwähnten Richtung von einer wesentlich kritischen, negativen Tendenz durchdrungen sind.

Der Vortrag, den Joh. Schmidt unlängst in der sprachwissenschaftlichen Section der Leipziger Philologenversammlung über den Stammbaum der Indogermanen gehalten hat, war wenigstens in seinem ersten Theile eigentlich gegen diesen Stammbaum gerichtet, indem der Redner die bekannten Descendenztheorien Schleicher's einer einschneidenden Kritik unterzog; und aus dem Meinungs-austausche zwischen mehreren Gelehrten, welcher sich an diesen Vortrag knüpfte, wird wohl jeder Zuhörer den Eindruck mit fortgenommen haben, daß die mathematisch genaue Construction der indogermanischen Grundsprache und mit ihr auch die meisten Details von Schleicher's Stammbaume allgemein aufgegeben seien. Einen ähnlichen Gedankengang verfolgt nun auch Max Müller, dessen verständige Bemerkungen als eine zeitgemäße Mahnung zur Vorsicht dienen können für diejenigen sowohl, welche die Zeit für gekommen hielten, um die lange verschollenen Belasger in zweiter verbesserter Auflage als die Stammväter der Graecoitaler neu herauszugeben, als auch für die Schaar, als deren ehemaligen Gefolgsgeossen Ref. sich selbst denunciert, welche den Graecoarier im frühesten Morgenroth der Geschichte in den Hainen des Dyaus spazieren sah, sowie für jene, welche sich schon befannen, ob man nicht als Deutscher den Slaven und Litauern den Bruderfuß anbieten solle. Alle näheren Uebereinstimmungen, die zwischen mehreren oft der geographisch am weitesten von einander abliegenden Sprachen unserer Familie auftauchen, erklären sich aus dem Walten des dialektischen Processes (*dialectic variation*), der nach Max Müller's schon früher ausgesprochener Ansicht der großen Sprachentrennung vorausgieng. Wenn er freilich die bisher über die berührten Punkte laut gewordenen Meinungen einander gegenüberstellt, um daraus, daß sie sich gegenseitig durchkreuzen, zu dem Schlusse zu gelangen, daß sie folglich unrichtig sein müßten, so ließe sich sehr vieles gegen dieses Argument sagen, welches bei consequenter Durchführung zu völligem Unglauben auch z. B. gegenüber den Forschungen auf einem naheliegenden Gebiete, in der vergleichenden Mythologie, hinführen müßte. Selbst die engen Beziehungen, welche nach der Ansicht der besten Kenner zwischen Slavisch und Litauisch bestehen, ist Max Müller nicht abgeneigt zu verneinen, indem er sich direkt gar nicht darüber ausspricht, wohl aber sagt, daß keine zwei Sprachen so eng

verschwifert feien als Sanskrit und Zend (Vorl. S. 20). Die große Uebereinstimmung, welche Slavisch und Litauisch in der Lautlehre, im Formenbau, z. B. in der gleichmäßigen Bewahrung des alten a in sehr vielen entsprechenden Wörtern, in dem e der 6. Conjugationsklasse zeigen, läßt sich doch nur durch die Annahme einer sehr nahen Verwandtschaft zwischen Litauern und Slaven erklären, wenn dieselbe auch nicht ganz so intim sein mag als die zwischen dem Zend und Sanskrit obwaltende, welche beiden Sprachen ja freilich selbst in der Syntax die auffallendsten Berührungspunkte darbieten. Gegen die von Mommsen so positiv hingestellte Annahme einer graecoitalischen Periode wendet sich Max Müller noch weiterhin, indem er durch die etymologische Zergliederung einiger angeblich nur dem Latein und Griechisch gemeinsamen Wörter, sogenannter graecoitalischer Begriffe, deren in eine weit frühere Vergangenheit hinaufreichendes Alter erweist. Zu noch größerer Evidenz dürfte die Verschiedenheit des lateinischen Sprachbaus von dem griechischen, die man auf dem Gebiete des lateinischen Verbuns mit seiner Masse von Neubildungen schon längst bemerkt hat, dahn gebracht werden, wenn erst die junge und anziehende Disciplin der vergleichenden Syntax noch weitere Fortschritte gemacht haben wird. Schon jetzt kann als eine feststehende, aber wenig gewürdigte Thatsache hervorgehoben werden, daß die Entwicklung des Relativpronomens und der meisten Conjunctionen aus dem Pronominalstamme ka, die consecutio temporum, die streng hypotaktische Gliederung des Satzbaus, kurz das ganze System der Nebensätze erst auf italischem Sprachboden entwickelt ist, während das Griechische sich in all diesen Beziehungen noch enge an die ältere Sprachstufe anschließt, wie sie die beiden arischen Sprachen am treuesten bewahrt haben.

J—y.